

Kognitive Anthropologie

Christoph Maeder und Achim Brosziewski

1. Herkunft und Anliegen: Die kognitive Anthropologie untersucht, wie Angehörige einer Kultur Dinge, Ereignisse und Verhaltensweisen in Sprache fassen, kategorial aufordnen und in der Form des Wissens registrieren. Der Ansatz geht davon aus, dass diejenigen Bezeichnungsformen und Wissensbestände, die von den Kulturangehörigen als normal, natürlich, unhinterfragbar und gegeben behandelt werden, den Kern ihrer jeweiligen Kultur ausmachen. In ihrer mittlerweile mehr als 50jährigen Entwicklung wurde die kognitive Anthropologie stark von linguistischen Konzepten geprägt, was sich vor allem in einem inzwischen sehr elaborierten Begriffs- und Methodenapparat niederschlägt. Im Laufe dieses Prozesses wurden infolge der kognitionszentrierten Ausrichtung breite Schnittstellen zur Kognitionspsychologie und den ›cognitive sciences‹ geschaffen, zum Beispiel in der Emotionsforschung oder in der Theorie der Schemata. Punktuelle Rezeptionen, jedoch ohne Rückwirkungen für die kognitive Anthropologie selbst, lassen sich für die Soziologie, die Ethnographie der Kommunikation und die Organisationskulturforschung feststellen. Sowohl für die Theorie-, als auch für die Methodenentwicklung sind der kognitiven Anthropologie einige Verdienste für die Erforschung von Kultur anzurechnen. Hingegen sind interessanterweise gerade die namensgebenden Bemühungen um Aussagen zu Kognition und Denken eher kritisch zu beurteilen. Selbst wenn die Literatur immer wieder betont, ihr ginge es darum, die Lücke zwischen Repräsentation und Denken zu schliessen, so sind gerade in diesem Punkt die meisten Vorbehalte anzubringen. Denn ein auf Sprache und sprachliche Repräsentation gründender Ansatz kommt in seiner Forschungspraxis ohne den Rekurs auf eine mentale Ebene aus, und er kann umgekehrt auch nicht die theoretischen Probleme lösen, die in allen bisherigen Versuchen stecken, von Sprache auf Wahrnehmung, Erkennen und Denken zu schliessen. Von aussen betrachtet und gegen ihre eigene Intentionen gelesen, bietet die kognitive Anthropologie nicht erster Linie Einsichten über den Zusammenhang von Sprache und Denken, sondern viel eher eine differenzierte Begrifflichkeit und praktikable Forschungsinstrumente für das Verhältnis von Sprache und Kultur.

Die kognitive Anthropologie hatte ihren Entstehungsimpuls in der Rezeption linguistischer Konzepte durch die nordamerikanische Kulturanthropologie. So entlehnt sich beispielsweise die Selbstbezeichnung als ›ethnographische Semantik‹ der linguistischen Unterscheidung von Syntax (Regeln für Wortverknüpfungen), Semantik (Wortbedeutungen) und Pragmatik (Wortverwendungskontext). Der Rückgriff auf sprachtheoretische Konzepte diente zum einen als Abgrenzung zur klassischen Ethnologie (Boas und Malinowski), zum anderen und zugleich hoffte man, mit seiner Hilfe das in den 50er-Jahren aktuell gewordene Problem der Validität ethnographischer Berichte lösen zu können. In einer programmatisch gewordenen Vorlesung von 1962 forderte Charles O. Frake (1973: 323–326), dass sich die ethnographische Forschung nicht auf die Aufgabe beschränken dürfe, die interkulturell variierenden Namen für prinzipiell ›dieselben‹ Dinge zu ermitteln, wie man etwa die englischen oder französischen Namen (›wood‹ respektive ›bois‹) für dasselbe Ding ›Holz‹ ermittelte (wonach Kulturforschung dann schlicht eine Art ›Übersetzungstätigkeit‹ wäre). Vielmehr müsse man allererst nach den Dingen und Ereignissen *suchen*, die durch die Worte einer fremden Kultur bezeichnet würden. So und nur so könne die Eigenperspektive der Kulturangehörigen, könne ihre Wahrnehmung von Dingen und Ereignissen

Claudia Wild: "Schützeichel"/17.9.2007/Seite 269

identifiziert werden, ohne diese Perspektive a priori durch den kulturellen bias des Forschenden zu überformen. Mit dieser Herangehensweise sollte und soll bis heute erreicht werden, dass die Objekte einer Kultur aus deren Binnensicht, in Form ihres eigenständigen Kategoriensystems rekonstruierbar und in ihrer praktischen Verwendung versteh- und beobachtbar werden. Dieses Anliegen, ein autochthones Kategoriensystem einzuholen und in diesem strikten Sinne eine ›Einheimischenperspektive‹ zu erreichen, liegt allen so genannten ›Ethno-Theorien‹ gemeinsam zu Grunde, so auch einer frühen Bezeichnung dieser Forschungsrichtung als ›ethnoscience‹. Es wird auch als die Beschreibung des »the native's point of view« (Malinowski 1984: 49) oder als emische Sicht im Unterschied zur etischen Aussage (Pike 1967) bezeichnet. Als Auslöser für diese Radikalisierung der Rekonstruktion der Binnenperspektive einer Kultur in ihrer eigenen Sprachlichkeit können die linguistischen Arbeiten von Edward Sapir und Benjamin Whorf gesehen werden. Sie sagen vereinfacht aus, dass die Wahrnehmung von der erlernter Sprache und deren Kategorisierungsleistungen abhängt. Dies wurde insbesondere anhand von Farbklassifikationen diskutiert, die im interkulturellen Vergleich gesehen das physikalisch erfassbare Wellenspektrum des Lichts sehr verschieden abdecken und unterteilen (Kay/Kempton 1984). Als ein weiterer bedeutsamer Auslöser zu diesem Reformulierungsansatz kann die Redfield-Lewis Debatte gesehen werden (Colby 1996: 210f). Redfield hatte in der Frühzeit der Anthropologie in dem mexikanischen Dorf Tepoztlan gearbeitet und 1930 eine Monographie dazu publiziert. Jahre später haben Lewis und ein Team denselben Ort untersucht und 1951 ihre Arbeit dazu veröffentlicht. Die beiden Bücher divergierten inhaltlich in zentralen Punkten derart, dass diese nicht durch den in der Zwischenzeit sicherlich auch erfolgten sozialen Wandel erklärt werden konnten. Die Validität der Ethnographie wurde so zu einem Thema und mit der Einführung linguistischer Konzepte wie z. B. des Morphems, der kleinsten Bedeutung tragenden Lauteinheit einer Sprache, hoffte man die Mängel des ethnographischen Ethnozentrismus mit einem ethnosemantischen Zugriff zu überwinden.

Im Kern geht es unter dieser Prämisse in der ethnographischen Semantik nun immer darum herauszufinden, welches eigentlich die ›Dinge‹ im Wissen jener Leute sind, die untersucht werden. In Übereinstimmung mit dem symbolischen Interaktionismus (Blumer 1986 [1969]: 68), der allerdings in der kognitiven Anthropologie nie systematisch rezipiert wurde, können dabei ›Dinge‹ alles das sein, was durch Sprache bezeichnet werden oder worauf man sich mittels Kommunikation beziehen kann. Mitgliedschaft in einer Kultur zeichnet sich dann so gesehen für den einzelnen Handelnden durch den fraglosen, situativ kompetenten Sprachgebrauch im kommunikativen Austausch mit signifkanten Anderen aus (Goodenough 1957: 36–39). Und die Art und Weise, in der sozial handelnde Mitglieder durch diesen Sprachgebrauch ihre Erfahrungen zu Kategorien aufordnen und zugleich kommunikativ konstruieren, bildet somit den Untersuchungsgegenstand der ethnographischen Semantik. »Die Kultur einer Gesellschaft besteht aus allem, was man wissen oder glauben muss, um in einer Weise handeln zu können, die von den Angehörigen der Kultur akzeptiert wird, – und zwar in jeder Rolle, die für jeden Kulturangehörigen akzeptiert wird […] Es geht um die Ordnung der Dinge in den Köpfen der Menschen, um die Modelle der Wahrnehmung und der Deutung, die von ihnen gehandhabt werden […] Die ethnographische Beschreibung benötigt daher Methoden, mit Hilfe derer beobachtete Erscheinungen so behandelt werden können, dass wir auf induktive Weise eine Theorie entwickeln können darüber, wie unsere Informanten die in Rede stehenden Erscheinungen organisiert und konstruiert haben. Es ist die Theorie, nicht die Erscheinung allein, die in der ethnographischen Beschreibung abgebildet werden soll.« (Goodenough, 1957; dt. nach Psathas, 1973: 265) In diesem Zitat werden zwei für den weiteren Verlauf wichtige Aspekte deutlich: Es geht bei der ethnographischen Rekonstruktion und deren Theoretisierung um eine *Praxis des Handelns und des*

Claudia Wild: "Schützeichel"/17.9.2007/Seite 270

Sprechens und die *Idee einer damit verknüpften kognitiven Ebene* (›in den Köpfen der Menschen‹). Dieses zweite Desiderat hat der kognitiven Anthropologie ihren Namen gegeben und die Schnittstellen zur Psychologie geöffnet, wenngleich in der weiteren Entwicklung die kognitive Ebene eine auffallend untergeordnete Wichtigkeit bekommen hat.

Ausgehend von dieser Grundidee einer kognitionstheoretisch und linguistisch fundierten Ethnographie, die sich stark gegen z. B. materialistische Ansätze oder eine durch den Ethnographen selber vorschnell eingebrachte Interkulturalität abgrenzen wollte, ist die ethnographische Semantik der Gründerväter in verschiedene Zweige moderner Kulturforschung eingeflossen. So hat sie die ›Ethnographie des Sprechens‹ beeinflusst, wie sie von Gumperz und Hymes (1972) angelegt wurde, die heute als ›Ethnographie der Kommunikation‹ (vgl. dazu: Keating 2001) eine zentrale Rolle im übergeordneten ethnographischen Projekt einnimmt. Die ethnographische Semantik hat aber eben auch am Anfang dessen gestanden, was sich heute selber ›Kognitive Anthropologie‹ nennt (vgl. D'Andrade 1995). Obwohl in der kognitiven Anthropologie inzwischen weit grössere Komplexe des Wissens und seiner praktischen Anwendung theoretisch und empirisch bearbeitet werden, als dies in den Anfängen der ethnographischen Semantik angelegt war, und obwohl sich der kognitionstheoretische Ast stark der psychologischen Denkweise angenähert hat (vgl. D'Andrade/Strauss 1992; Schwartz/White/Lutz 1992), so gehören Konzepte wie taxonomische Kategoriensysteme sprachlicher Zeichen (sogenannte ›folk taxonomies‹), darin enthaltene semantische Netzwerke und daraus ableitbare, höher aggregierte kulturelle Modelle (›cultural models‹) zum Kernbestand dieses Astes der Ethnowissenschaften insgesamt. In einer weniger der Theorie, als vielmehr der Erforschung subkultureller Ausschnitte der modernen Gesellschaft zugewandten Verbreitungslinie schliesslich sind die bis heute mustergültigen, von James P. Spradley verfassten Arbeiten über die Landstreicher in den U. S. A. (1970), die soziale Organisation des Gefängnisses (1973) und die Geschlechterbeziehungen in einer Bar (Spradley/Mann 1975) als exemplarische Belege für die Methode der ethnographische Semantik zu erwähnen. Die beiden Methodenbücher von Spradley zum ethnographischen Interview (1979) und zur teilnehmenden Beobachtung (1980) gelten ebenfalls immer noch als vorbildliche, verständliche und brauchbare Anleitungen zum Einstieg in diese Forschungspraxis. Sie werden denn auch bis heute in immer wieder in neuen Auflagen verbreitet. Die Bücher eignen sich wegen ihrer leichten Verständlichkeit und infolge der didaktisch strukturierten Präsentation hervorragend für einen Einstieg von Studierenden in die Methode, auch wenn sie – wegen ihres Alters – nicht mehr alle heute verwendeten Konzepte abdecken. Die umfassendsten, aber eher für Spezialisten geeigneten Methodenbücher zur ethnographischen Semantik schliesslich sind die beiden Bände *Systematic Fieldwork* von Werner/Schoepfle (1986, 1987). Erkenntnistheoretische Ausarbeitungen zur Ethnosemantik finden wir schliesslich, in der Form der Prototypentheorie, in George Lakoffs Buch mit dem vielsagenden Titel *Women, Fire and Dangerous Things* (1990), bei dem erst der Untertitel *What Categories Reveal about the Mind* auf den wissenschaftlich-ethnosemantischen Kontext verweist. Derselbe Autor hat ausserdem zuvor auch die Methaphernanalyse für die Erforschung kultureller Bedeutungsysteme fruchtbar gemacht (Lakoff/Johnson 1980).

Trotz der vielfältigen Wirkungslinien der ethnographischen Semantik im nordamerikanischen Raum wurde die Methode bis heute im deutschsprachigen Raum in den Sozialwissenschaften nur punktuell rezipiert (vgl. Honer 1993, Knoblauch 1991, 2003, Maeder/Brosziewski 1997, Maeder 2002) und interessanterweise fast exklusiv in der soziologischen Ethnographie für Untersuchung von Organisationskulturen (vgl. Maeder 1996, 1997, Brosziewski 2002, Maeder/Nadai 2004) verwendet. Allerdings ist dazu anzufügen, dass auch im US-amerikanischen Raum die kognitive Anthropologie trotz ihrer vielen Anstösse und Einflüsse über das engere anthropologische Projekt hinaus, mehr oder weniger auf ein kleines Netzwerk von ca. 30 Personen im

Claudia Wild: "Schützeichel"/17.9.2007/Seite 271

Kern beschränkt geblieben ist, in dessen Umfeld etwa weitere 150 Forschende arbeiten (D'Andrade 1995: xiv).

2. Analytischer Apparat: Am Anfang einer ethnosemantischen Erforschung – auch von komplexen Bedeutungssystemen – standen und stehen bis heute immer einfache Spracheinheiten oder Worte (genauer Lexeme). Diese werden als Segregate, das heisst als terminologisch abgrenzbare Elemente eines Lexikons verstanden, die untereinander in einem mehrdimensionalen Bestimmungsverhältnis von Unterscheidungen stehen, deren Gebrauch im Untersuchungsfeld selbst ermittelt werden muss und nicht von aussen vorgegeben ist. Bei einer Forschung über Esskultur wären zum Beispiel Kuchen und Brot sinnvolle Segregate, Regenbogen und Tsunami hingegen eher nicht, weil sie alltäglich nicht in den semantischen Gebrauchskontext der Nahrung gehören. Dies bedeutet, dass der Kontext einer Praxis, die sich mit diesen Worten und den damit bezeichneten Dinge (Ereignissen, Verhaltensweisen, usw.) unterscheidet, von Anfang an in jeder Untersuchung mitberücksichtigt werden muss. Ansonsten entstehen sinnlose Zuordnungen und keine handlungsrelevanten lexematischen Repräsentationen des untersuchten Feldes. In einem nächsten Schritt werden aus den einzelnen Segregaten sogenannte Domänen entwickelt. Domänen sind kleine semantische Felder, die ausgehend vom Segregat eine vertikale Dimension der Generalisierung und der Spezifikation bilden und in der horizontalen Achse Attribute in verschiedenen Dimensionen aufweisen, die der Unterscheidung (Diskriminierung) von Generalisiertem und Präzisiertem dienen. Wir könnten, um im Beispiel zu bleiben, Kuchen und Brot als Backwaren generalisieren und Kuchen wie Brote mit vielen Beispielen spezifizieren (Schokoladenkuchen, Früchtekuchen, Hefekuchen usw./Vollkornbrot, Roggenbrot, Bauernbrot usw.). Dabei ist die hier verwendete semantische Relation diejenige der Inklusion (X gehört zu/ist Teil von Y). Im Prinzip können aber auch andere Relationierungen wie kausale (X bewirkt Y), sequentielle (X folgt Y), räumliche (X gehört an Ort Y) usw. verwendet werden (vgl. dazu Spradley 1980: 93f). In der vertikalen Dimension wird danach gefragt, welche Attribute vorliegen, die ein Segregat von den anderen Segregaten unterscheidet. Sie könnten in unserem Beispiel durch Beobachtungen in den Esskontexten oder durch themenbezogene Befragungen, so genannte Elizitierungen (siehe weiter unten), über Kuchen und Brote eruiert werden. So wären etwa die Attributdimension ›süss/nicht süss‹ für die Unterscheidung von Kuchen und Broten hilfreich, wenn auch nicht vollständig trennscharf, weshalb sie um weitere Unterscheidungskriterien ergänzt werden müssten. Und die Attributdimension ›Reihenfolgen‹ könnte ergeben, dass Brot als Grundnahrungsmittel zuerst und Kuchen als Dessert zuletzt gegessen wird. Diese Erschliessung von Essen könnte nun durch weitere Domänen wie Fleischwaren, Getränke, Suppen usw. erweitert und zu einer ›folk taxonomy‹ (Spradley 1980) des Essens vervollständigt werden. Wenn wir nicht nur die Esswaren, sondern auch deren Gebrauchskontexte wie Küchen, Esstische, Pausensituationen usw. erfassen würden, dann hätten wir schon eine ziemlich umfassende Beschreibung, ein kulturelles Inventar der Bezeichnungen des Essens. In diesem Inventar liessen sich nun in einem weiteren Schritt ›kulturelle Themen‹ finden, die definiert sind als »any principle recurrent in a number of domains, tacit or explicit, and serving as a relationship among subsystems of cultural meaning« (Spradley 1980: 141). Im hier aus didaktischen Gründen sehr einfach gewählten Beispiel des Essens könnten wir, wenn es sich um unsere eigene westliche Esskultur handelte, vermutlich solche Prinzipien wie ›Sauberkeit‹ (der Zubereitung, in der Bewirtung, im Verzehr usw.) oder auch der ›Frische‹ (der Gewinnung, der Zutaten, der Abgabe zum Verzehr usw.) als kulturelle Themen identifizieren. Solche kulturellen Themen gelten als integrale Formen im Erfahrungs- und Praxiswissen der untersuchten Kultur. In einem weitergehenden Aggregationsschritt kann noch versucht werden, themenübergreifende kulturelle Modelle zu ermitteln: »Cul-

Claudia Wild: "Schützeichel"/17.9.2007/Seite 272

tural models are presupposed, taken-for-granted models of the world that are widely shared (although not necessarily to the exclusion of other, alternative models) by the members of a society and that play an enormous role in their understanding of that world and their behavior in it« (Holland/Quinn 1987: 4). Sauberes und frisches Essen, so könnte es beispielsweise in einem kulturellen Modell des Essens heissen, soll in Ruhe an einer Tafel sitzend mit der Familie und Freunden gegessen werden und diese Art der Ernährung ist gesund. Solche kulturellen Modelle werden wegen ihrer spezifischen Eingebundenheit in definierte Milieus oder Gebrauchskontexte auch alternativ als »folk models« (Holland/Quinn 1987: 4) bezeichnet. Die hier vorgestellte induktive Vorgehensweise des Erschliessens kultureller Codes, beginnend mit einfachen Worten, führt uns so schrittweise über die Reihe Segregrat, Domäne, Attribute, Taxonomie, kulturelles Thema hin zum kulturellen Modell. Dieses kann auch verstanden werden als ein komplexes Set von Elementen, die zusammenpassen und einen Ausschnitt aus der sozialen Wirklichkeit der untersuchten Kultur bilden. So wird nun einsichtig, was Charles O. Frake schon in den Anfängen der Ethnosemantik geschrieben hat: »Ich schlage deshalb vor, dass wir die Aufgabe, Namen für Dinge zu ermitteln, nicht als eine Übung im Protokollieren von Sprechakten betrachten, sondern als einen Weg, um herauszufinden, welches eigentlich die ›Dinge‹ in der Umgebung jener Leute, die wir untersuchen, sind«. (Frake 1973 [1957])

Die theoretischen und methodischen Entwicklungen der kognitiven Anthropologie sind nicht bei dieser insgesamt doch recht einfachen, hierarchisch geordneten Modellierung und Erfassung von Sprache stehen geblieben. Neben der andauernden Relevanz der Linguistik erhielten kognitionspsychologische Konzepte Einzug in den Theorieapparat. Auch wurde das methodische Vorgehen analog zu Entwicklungen in den Referenzdisziplinen teilweise stark formalisiert, sowie mit quasi-experimentellen Erhebungs- und quantifizierenden Auswertungsverfahren angereichert. Von den theoretischen Erweiterungen möchten wir hier exemplarisch nur noch kurz das Konzept der Schemata darstellen. Schemata bezeichnen in der Kognitionspsychologie Wahrnehmungsmuster von Dingen, Ereignissen und Prozessen, die einerseits von den Details konkreter Realisationen solcher Dinge, Ereignisse und Prozesse sehr stark abstrahieren, um andererseits als abstrakte Muster sehr rasch auf konkrete Erscheinungen anwendbar zu sein (D'Andrade 1995: 122–149, Strauss & Quinn 1997: 48–88). Schemata ermöglichen dem Bewusstsein, in jeder aktuellen Situation Bekanntes zu erkennen und somit auch Unbekanntes, Neues, Überraschendes diskriminieren zu können, ohne für das Wiedererkennen und Erkennen eigens Aufmerksamkeit abzweigen und explizites Erinnern aktivieren zu müssen. Das Schema ›Türklinke drehen und zugleich Tür drücken‹ brauchen wir nicht explizit zu erinnern, um einen Türdurchgang zu bewerkstelligen. Wir brauchen uns auch keine vergangene Türöffnung zu vergegenwärtigen, erst recht nicht die Ausgangssituationen, in denen wir das Schema erlernt hatten. Das Schema wird aktiviert, *indem* wir eine Tür mit Klinke ›sehen‹. Als Abstraktionen und in diesem Sinne Vereinfachungen schaffen die Schemata jene Organisation des Wahrnehmens, auf deren Hintergrund das Bewusstsein Neuheit, Variation und auch Komplexität registrieren kann. Beispiele für sorgfältig erhobene und umfassend dargestellte Schemata in der kognitiven Anthropologie sind insbesondere das ›germ schema‹ der Infektionskrankheiten (D'Andrade 1976, 1995: 126–130) oder das Schema für ›romance‹ (Holland/Skinner 1987: 101–102). In diesen Beispielen wird auch gezeigt, wie Schemen sich ineinander verschachteln können und damit selber zu hochkomplexen Gebilden werden, die es dem enkulturierten Gesellschaftsmitglied erlauben, Wirklichkeitsausschnitte von der face-to-face Begegnung bis hin zu grossen symbolischen Sinnwelten zu ver- und zu bestehen.

Claudia Wild: "Schützeichel"/17.9.2007/Seite 273

3. Fazit und Desiderata: Die kognitive Anthropologie richtet ihren Fokus auf die Verweisungsstrukturen der Sprache. Mit einem komplexen methodischen Instrumentarium und mit darauf abgestimmten Begrifflichkeiten erkundet sie in ihren empirischen Anwendungen sowohl die differentiellen Funktionen der Sprache, in denen es auf genaueste Details und feinste Nuancen des Unterscheidens ankommt, als auch die abstrahierenden und schematisierenden Funktionen der Sprache, in denen es um ein Abblenden von Unterschieden geht, um zu Einheiten zu gelangen, die rasch, problemlos und wiederholt unterschiedlichste Situationen übergreifen können und so auch mit zum Zusammenhang einer Kultur beitragen. Die kognitive Anthropologie verweist weiterhin darauf, dass Dinge, Ereignisse und Verhaltensweisen Einheiten sind, die nicht etwa ab extra vorgegeben sind, sprachunabhängig beobachtet werden könnten und von Sprache nur ›eingefangen‹ würden. Es sind vielmehr Einheiten, die überhaupt erst im Netz sprachlicher Differenzierungen, Abstraktionen und Verweisungen konstituiert werden, indem dieses Netz ein Gedächtnis schafft, das die Identifikation solcher Einheiten ermöglicht. Für den Kulturfremden erschliesst erst der Durchgang durch die in einer Kultur angelegten Sprachkategorien, was für die beobachtete Kultur Dinge, Ereignisse und Verhaltensweisen ›sind‹.

Mit ihrer Zentrierung auf Sprache trifft die kognitive Anthropologie einen problematischen Punkt, wenn nicht gar einen blinden Fleck im klassisch-ethnographischen Konzept der teilnehmenden Beobachtung – was das anhaltend kritische, kontroverse und teils auch polemische Verhältnis beider Varianten der empirischen Kulturforschung verständlich macht. Die Ethnographie konnte bis heute nicht wirklich klären, was der teilnehmende Beobachter mit dem anfangen kann, soll oder muss, was er zu *hören* bekommt, und auf welche Weise er sein eigenes *Sprechen* einsetzen kann und kontrollieren muss. Die Beobachtung und das Gespräch (erst recht das Interview) werden implizit oder explizit als *unterscheidbare* Verfahren der Datenerhebung angesehen, auch wenn die Forderung nach Teilnahme selbstverständlich hörende und sprechende Teilnehmer voraussetzt. Das Konzept der Beobachtung ist hier, wie es für viele Wissenschaften typisch ist, ganz am Modell des Visuellen orientiert – und die Erhebung von sprachlichen Elementen hat entsprechend nur ergänzende Funktionen, etwa wenn es um spezifische Benennungen, um signifikante und exemplarische ›stories‹ oder um ›symbolische‹ Ausdrücke geht, mit denen die Teilnehmer einander situativ ›Unsichtbares‹ oder generell ›Unzugängliches‹ anzeigen.

Indem die kognitive Anthropologie dezidiert einzelne Worte ›aufgreift‹, um sie dann lexikalisch zusammenzustellen und zu analysieren, verlässt sie zugunsten der sprachlich-lautlichen Dimension gerade die vornehmlich visuell angelegten, szenisch organisierten, Akteure arrangierenden Beschreibungsformen der Ethnographie und kommt auch nicht wieder auf diese Ebene zurück. Die Kontroversen, die sich an diesen Unterschieden entzünden, werden solange unfruchtbar bleiben, solange die Grundprobleme nicht genauer formuliert sind, die im Verhältnis von Sprache, Beobachtung und Verstehen zu suchen sind. Bislang steht an der Stelle einer näheren Klärung nur das Beharren jeder Position auf ihrer je eigenen Annäherung an Kultur und auf dem Vorbehalt, dass das je andere Vorgehen das ›Eigentliche‹ von Kultur verfehle. Hier ist nicht der Ort, die notwendigen Aufarbeitungen zu leisten. Mit Blick auf die kognitive Anthropologie ist nur festzuhalten, dass sie ihre sprachzentrierten Prämissen in dem Moment überzieht, in dem sie beansprucht, das ›Ganze‹ oder auch nur den ›Kern‹ von Kultur – einer fremden oder gar von ›menschlicher‹ Kultur schlechthin – erfassen und darstellen zu können. So unbestritten sprachliche Aspekte ein wichtiges Moment von Kultur bilden und dementsprechender Analysemittel bedürfen, so fragwürdig bleiben die Reduktionen von Kultur auf Sprache und dann noch von Sprache auf Kognition. Erst recht gilt dies für die Festlegung auf die Beobachtung von gänzlich Unsichtbarem: für die Projektion von sprachlichen Differenzierungen auf vermeintliche ›Strukturen‹ des ›mind‹, des Bewusstseins und des Psychischen. Ausgeblendet werden dabei alle nicht-

Claudia Wild: "Schützeichel"/17.9.2007/Seite 274

sprachlichen Momente, die sowohl Kultur als auch Kognition in einem komplexen Zusammenspiel mit Sprache mitbestimmen: Visualität, nichtsprachförmige Lautlichkeit und nicht zuletzt das ganze Spektrum der Körperlichkeit mit ihren Beweglichkeiten und Empfindlichkeiten.

Vor diesem Hintergrund kommt der eher polemischen Bemerkung von Clifford Geertz (1983: 17f) über die Ethnosemantik, einen ›ethnographischen Algorithmus‹ gebe es einfach nicht, eine theoretische Triftigkeit zu. Gleichwohl ist das theoretische Anliegen der kognitiven Anthropologie, die Thematisierung von Sprache in der Beobachtung von Kultur, ernst zu nehmen und gibt ihre Methodik effektive Mittel zur Hand, das Anliegen auch empirisch einzulösen. Weitergehende theoretische Begründungen und Einbettungen brauchen ja nicht zwingend die universalistischen Prämissen über Sprache, Kultur und Bewusstsein zu übernehmen, die der Ansatz aus den Referenzdisziplinen der Linguistik und der Kognitionspsychologie bezogen hat. Sowohl für die Theorie als auch für die Methodologie stellt die Soziologie – etwa in Form der jüngeren Wissenssoziologie oder auch in Form der soziologischen Beobachtungstheorie – hinreichend komplexe Ressourcen zur Verfügung, mit deren Hilfe die Erträge und Methoden der kognitiven Anthropologie aus ihren eher fragwürdigen Generalisierungen herausgelöst und in soziologisch fruchtbare Problemstellungen überführt werden können.

Literatur

Blumer, Herbert (1986): Symbolic Interactionism. Perspective and Method. Berkeley: University of California Press.

Brosziewski, Achim (2002): Computer, Kommunikation und Kontrolle. Eine Fallstudie zum informatisierten Management. Konstanz: UVK.

Colby, Benjamin N. (1996): Cognitive Anthropology. In: David Levinson/Melvin Ember (Hg.): Encyclopedia of Cultural Anthropology. New York: Henry Holt and Company, S. 209–215.

D'Andrade, Roy (1995): The Development of Cognitive Anthropology. Cambridge: Cambridge University Press.

D'Andrade, Roy (1976): A propositional analysis of U. S. American beliefs about illness. In: Keith H. Basso/Henry A. Selby (Hg.): Meaning in Anthropology. Albuquerque: University of New Mexiko Press, S. 155–180.

D'Andrade, Roy/Strauss, Claudia (1992). Human Motives and Cultural Models. Cambridge: Cambridge University Press.

Frake, Charles O. (1973): Die ethnographische Erforschung kognitiver Systeme. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit 2. Ethnotheorie und Ethnographie des Sprechens. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 323–337.

Geertz, Clifford (1987): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Goodenough, Ward H. (1957): Cultural Anthropology and Linguistics. In: Dell H., Hymes (Hg.): Language in Culture and Society. A Reader in Linguistics and Anthropology, New York: Harper. S. 36–39.

Gumperz, John J./Hymes, Dell H. (Hg.) (1972): Directions in Sociolinguistics: The Ethnography of Communication. Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice Hall.

Holland, Dorothy/Quinn, Naomi (Hg.) (1987): Cultural Models in Language and Thought. Cambridge: Cambridge University Press.

Holland, Dorothy/Skinner, Debra (1987): Prestige and Intimacy: The cultural models behind Americans' talk about gender types. In: Dorothy Holland/Naomi Quinn (Hg.): Cultural Models in Language and Thought. Cambridge: Cambridge University Press, S. 78–111.

Honer, Anne (1993): Lebensweltliche Ethnographie: ein explorativ-interpretativer Forschungsansatz am Beispiel von Heimwerker-Wissen. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.

Claudia Wild: "Schützeichel"/17.9.2007/Seite 275

Hymes, Dell. (1979): Soziolinguistik: Zur Ethnographie der Kommunikation. Frankfurt: Suhrkamp.
Kay, Paul/Kempton, Willett (1984): What Is the Sapir-Whorf Hypothesis? In: American Anthropologist 86 (1): 65–79.
Keating, Elizabeth (2001): The Ethnography of Communication. In Paul Atkinson u. a. (Hg.): Handbook of Ethnography. London u. a.: Sage, S. 285–301.
Knoblauch, Hubert (1991): Kommunikation im Kontext. In: Zeitschrift für Soziologie 20(6): 446–462.
Knoblauch, Hubert (2003): Qualitative Religionsforschung. Religionsethnographie in der eigenen Gesellschaft. Paderborn u. a.: Schöningh.
Lakoff, George (1990): Women, Fire, and Dangerous Things. What Categories Reveal about the Mind. Chicago, London: University of Chicago Press.
Lakoff, George & Johnson, Mark (1980): Metaphors we live by. Chicago, London: University of Chicago Press.
Maeder, Christoph (1996): Narrative Zivilisierung im Strafvollzug: die Macht der Versetzung. In: Hubert Knoblauch (Hg.): Kommunikative Lebenswelten. Beiträge zur Ethnographie einer geschwätzigen Gesellschaft. Konstanz: UVK, S. 125–143.
Maeder, Christoph (1997): ›Schwachi und schwierigi Lüüt‹. Inoffizielle Insassenkategorien im offenen Strafvollzug. In: Stefan Hirschauer/Klaus Amann (Hg.): Die Befremdung der eigenen Kultur – Beiträge zur Erneuerung soziologischer Empirie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 218–239.
Maeder, Christoph (2002): Alltagsroutine, Sozialstruktur und soziologische Theorie: Gefängnisforschung mit ethnographischer Semantik. In: Forum Qualitative Sozialforschung, 3,1 [26 paragraphs]. XX
Maeder, Christoph/Brosziewski, Achim (1997): Ethnographische Semantik: Ein Weg zum Verstehen von Zugehörigkeit. In: Ronald Hitzler/Anne Honer (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske + Budrich, S. 335–362.
Maeder, Christoph/Nadai, Eva (2004): Organisierte Armut. Sozialhilfe aus wissenssoziologischer Sicht. Konstanz: UVK.
Malinowski, Bronislaw (1984): Argonauten des westlichen Pazifik. Frankfurt am Main: Syndikat EVA.
Pike, Kenneth L. (1967): Language in Relation to a Unified Theory of the Structures of Human Behaviour. Den Haag: Mouton.
Psathas, George (1973): Ethnotheorie, Ethnomethodologie und Phänomenologie. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit 2. Ethnotheorie und Ethnographie des Sprechens. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 263–284.
Schwartz, Theodore/White, Geoffrey M./Lutz, Catherine A. (Hg.) (1992): New Directions in Psychological Anthropology. Cambridge: Cambridge University Press.
Silverman, David (2001). Interpreting Qualitative Data. Methods for Analysing Talk, Text and Interaction. London u. a.: Sage.
Spradley, James P. (1970): You Owe Yourself a Drunk: An Ethnography of Urban Nomads. Boston: Little Brown.
Spradley, James P. (1973): An Ethnographic Approach to the Study of Organizations: The City Jail. In: Merlin B. Brinkerhoff/Phillip R. Kunz (Hg.): Complex Organisations and their Environments. Dubuque (Iowa): WM. C. Brown, S. 94–105.
Spradley, James P. (1979): The Ethnographic Interview. New York: Holt, Rinehart & Winston.
Spradley, James P. (1980): Participant Observation. New York: Holt, Rinehart & Winston.
Spradley, James P./Mann, Brenda J. (1975): The Cocktail Waitress. Woman's Work in a Man's World. New York: Mc Graw Hill.
Strauss, Claudia/Quinn, Naomi. (1997): A Cognitive Theory of Cultural Meaning. Cambridge, New York: Cambridge University Press.
Werner, Oswald/Schoepfle, Mark G. (1986): Systematic Fieldwork. Foundations of Ethnography and Interviewing. Newbury Park u. a.: Sage.
Werner, Oswald/Schoepfle, Mark G. (1987): Systematic Fieldwork. Ethnographic Analysis and Data Management. Newbury Park u. a.: Sage.